Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht

Von Johann Vossen

Der Wintereinbruch im Januar 2017 und die anhaltende Frostperiode veranlassten mich zu einer Rückschau auf meine Kinderzeit vor nunmehr gut 70 Jahren, als es noch den echten Eifelwinter mit meterhohen Schneeverwehungen und Minustemperaturen um die 20 und mehr Grad Celsius gab. In seinem „Lied hinterm Ofen zu singen“ beschrieb der Dichter Matthias Claudius seinerzeit treffend die kalte Jahreszeit unserer Vorfahren: „Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht, wenn Teich und Seen krachen…“ An eine krachende Kälte“ erinnere ich mich noch ziemlich gut, und zwar an den eisigen Nachkriegswinter 1946/47, der als „Hungerwinter“ in die Geschichte einging und einer der härtesten unseres zwanzigsten Jahrhunderts war. In den Ruinen ihrer arg zerbombten Städte verheizten die Leute ihre Möbel, und in seiner so berühmten Silvesterpredigt 1946 bekundete der Kölner Kardinal Josef Frings sein Verständnis für das aus großer Not geborene „Organisieren“ von Kohlen und Nahrung, „Fringsen“ wurde zum Schlagwort des Jahres.

Dezember 2004: Klirrender Frost, Blick ins Haubachtal bei Blankenheimerdorf. ***Foto: Hejo Mies***

Eiskristalle neben dem Bett

In 1946 war ich 11 Jahre alt. Not mussten wir daheim in unserer kleinen Landwirtschaft nicht leiden, die Hauptnahrungsmittel hatten wir aus der Eigenproduktion und im Schuppen lagerte Brennholzvorrat selbst für eien langen Winter. Ich weiß aber auch noch, dass unser Thermometer draußen am Fensterrahmen 23 Grad Kälte anzeigte und dass in der Küche das Wasser in den beiden großen Eimern eine dünne Eisdecke bekam. Die Eifeler Küche wurde landläufig „et Huus“ genannt. Die Wassereimer standen unter dem Küchentisch nahe am Fenster, warm war es im Huus mit dem offenen Treppenaufgang in das Obergeschoss nur am Kochherd, oder wenn der gemauerte Backofen in Betrieb war. Kälte kam auch aus dem Boden: Der Belag aus Natur-

Spuren im Schnee. Winter 2001 bei Blankenheimerdorf.
Foto: Ludger Schneider

steinplatten erwies sich im heißen Sommer zwar als angenehm kühlendes Element, im Winter aber speicherte der Steinboden geradezu die Kälte, die durch die nicht so ganz dicht schließende Haustür in die Küche drang.

Sämtliche Fensterscheiben im Haus waren permanent dick zugefroren. In Küche und Stube tauten sie zwar nach längerem „Stochen“ (Ofen heizen) ***k***urzfristig auf, waren aber am nächsten Morgen wieder millimeterdick vom Eis überzogen und präsentierten prächtige „Eisblumen,“ wie sie nur die Natur zustande bringt. Die Eifeler „Rutte“ (kleine Fensterscheiben) bestanden damals aus einfachem, anderthalb Millimeter dickem Bauglas. Freilich gab es auch stärkere Scheiben, drei Millimeter oder noch dicker, doch die waren generell zu teuer und außerdem erforderten sie auch eine tiefere „Kittfalz“ bei der Herstellung des Fensters. Bei sehr strenger Kälte kondensierte nachts die Luftfeuchtigkeit im Zimmer an den dünnen Scheiben und gefror. Wenn dann die Scheiben „abtauten,“ flossen kleine Bäche abwärts und bildeten Lachen auf dem Fensterbrett. Eine Abflussrinne am „Wasserschenkel“ und ein dünnes, nach draußen führendes Bleirohr sollten zwar das Tauwasser ableiten, doch war das Röhrchen meistens auch zugefroren und damit „der Abfluss verstopft.“ Probleme dieser Art gibt es bei unseren zeitgemäßen doppelt verglasten Thermofenstern längst nicht mehr.

Winterzauber Dezember 2004: Birke am Feuerwehrhaus Blankenheimerdorf ***Foto: Hejo Mies***

Wohlig und gemütlich war es an den eisigen Winterabenden in der Stube, wo sich sämtliche Hausbewohner bis zum Schlafengehen aufhielten. Auch bei uns daheim war die Szenerie an solchen Abenden die gleiche, wie sie so oft schon von Eifeldichtern und Schriftstellern beschrieben wurde: Im gusseisernen Kanonenofen bullerten und krachten die Buchenscheite, an einigen Stellen wurde die schwarze Ofenrundung mit der Zeit dunkelrot und verströmte enorme Hitze, Ohm Mattes setzte an dem glühenden Ofeneisen oft die dünnen „Fieten" „(Pfeifenanzünder) in Brand. Am Mantelbrett in der Ofenecke trockneten die vom Rodeln durchnässten Kindersachen, es roch nach Ofen, Feuer, Tabakrauch und Kleiderdunst. Im Wandschrank in der Kaminwand wurde während einer längeren Kälteperiode der irdene Buttertopf aufbewahrt, da dessen Inhalt ansonsten im Küchenschrank durch die Kälte hart wurde und sich nur noch mühsam aufs Brot verstreichen liess.

Um 1975: Rodelspass bei Dollendorf. ***Foto: Herbert Caspers***

Nur Mit stillem Grausen dachte man in der gemütlichen Stubenwärme ans bevorstehende Zubettgehen. Das Schlafzimmer war eisig kalt, einen Ofen gab es dort generell nicht, was aus gesundheitlicher Sicht gar nicht mal so verkehrt war. Später, in unserem Haus „Muuße“ in Blankenheimerdorf, führte das Ofenrohr aus der Stube durch die Decke, ragte oben im Schlafzimmer der Eltern meterhoch aus dem Boden und führte dann in den Kamin. Das war eine ganz passable Heizung, das Schlafzimmer war stets wohltemperiert, allerdings roch es dort manchmal auch unangenehm nach Ruß, doch das war belanglos. An Muuße entdeckten wir beim Renovieren in der alten Kaminwand auch eine jener eisernen „Takenplatten,“ die der Wärmeübertragung vom offenen Herdfeuer ins Wohnzimmer dienten.

Spezielle Bettkleidung kannten zumindest wir Kinder damals nicht, wenn es aber besonders kalt war, streiften wir irgendein Hemd oder Jäckchen über und krochen tief unter die Bettdecke, die wir uns über den Kopf zogen. Nur ein kleines „Atemloch“ blieb frei, weil unter dem dicken Plümo die Luft sehr rasch verbraucht war. Selbstredend waren auch im Schlafzimmer die Fensterscheiben zugefroren, und nicht selten glitzerten sogar an der lehmverputzten Bruchsteinwand direkt neben dem Bett die Eiskristalle. Eine Wärmflasche kannten wir daheim nicht, die Eltern behalfen sich aber mit einem Wärmstein. Das war ein kopfgroßer glatter und runder Naturkiesel aus den Sandgruben im Ripsdorfer Eichholz, der auf der Herd- oder Ofenplatte erwärmt, mit einem Tuch umwikkelt und eine halbe Stunde vor dem Schlafengehen ins Bett gesteckt wurde. Wir Kinder verzichteten freiwillig auf derartige Wärmer, wir mochten ganz einfach keinen Stein im Bett haben.

Winter in der Bahnhofstrasse in Blankenheimerdorf
Foto: Archiv Hejo Mies

Wie daheim in Schlemmershof unser Schlafzimmer, so war auch im „Dörf“ an Muuße meine Junggesellenbude noch in den 1960er Jahren ohne jede Heizung. Auch bei strenger Kälte wurde tagsüber üblicherweise das Fenster vorübergehend zum Lüften geöffnet. Abends waren dann nicht nur die Scheiben zugefroren, da glänzten vielmehr auch an der Wand neben dem Bett die Eiskristalle, wie zu meiner Kinderzeit daheim. Das scheint aus heutiger Sicht eigentlich unmöglich und mag übertrieben klingen, es entspricht aber den Tatsachen. Ich erinnere mich noch, dass es in einer solchen Eisnacht bei uns im „Dörf“ einmal Sirenenalarm gab, vermutlich war es im Jahrhundertwinter 1962/63, als man auf dem zugefrorenen Rhein spazieren gehen und auf dem Bodensee Auto fahren konnte.

Eiswasser

Zu meiner Kinderzeit besaß Schlemmershof keine Wasserleitung, wir bezogen unser Trinkwasser aus dem Lohrbach, der eigentlich Günzelbach heißt und hundert Schritte vom Haus durch das Lohrtal fließt. Das Wasser wurde in den bereits erwähnten zwei überdimensionalen Emailleeimern den ziemlich steilen Hang hinauf geschleppt, der schmale Fußpfad war im Winter stets vereist und bedeutete eine Gefahr für den Wasserträger. Um dem abzuhelfen, wurde spät im Herbst der Bach weiter oben im Lohr angestaut und das Wasser zum Teil über einen schmalen Graben am Berghang entlang bis in die Nähe des Hauses geleitet, wo es eine

natürliche Erdgrube, den so genannten „Jrawepötz“ (Grabenpütz, Schöpfstelle) füllte. Dadurch wurden die Tragstrecke um gut die Hälfte verkürzt und vor allem auch der steile Wiesenhang vermieden. Es war schon beachtlich, wie die Leute früher, ohne jedes Nivelliergerät, eine solche Versorgungsanlage zu bauen vermochten. Unsere Eltern verließen sich weitgehend auf ein gutes „Augenmass“ und das funktionierte ganz passabel.

Bei kräftigen Minustemperaturen war unsere Wasserstelle morgens zugefroren. Das war unterdessen belanglos: Die Eisdecke wurde mit der Spitzhacke zertrümmert und die gröbsten Eisbrocken wurden herausgefischt, damit war die Schöpfstelle wieder zugänglich. Kleinere Eisstücke wurden problemlos mit geschöpft, sie schmolzen später im Huus von selber. Es war vermutlich Einbildung, aber zumindest bei uns Kindern war das winterliche „Eiswasser“ als besonders wohlschmeckend beliebt. Ich kann mich nicht entsinnen, dass jemals einer von uns durch das Lohrbachwasser krank geworden wäre.

Dasselbe traf auch auf unsere Stalltiere zu. Hundert Meter vom Haus entfernt, war am Zusammenfluss von Lohr- und Nonnenbach die Viehtränke, an der unsere Kühe zweimal täglich ihren Durst löschten und uns somit das Heraufschleppen größerer Wassermengen aus dem Bach ersparten. Immerhin trank eine Kuh pro „Mahlzeit“ um die zwei Eimer Wasser. Auch die Tränke musste häufig vom Eis befreit werden, bevor sie benutzt werden konnte. Die Tiere tranken das eisige Wasser direkt aus dem Bach, ohne dass es ihnen jemals geschadet hätte. Das Tränken geschah völlig unbeaufsichtigt, die Kühe liefen allein zum Bach und kamen ebenso selbständig wieder in ihren Stall zurück. Manchmal reichte ihnen der Neuschnee bis an den Bauch, mit dampfenden Nüstern stoben sie durch die weiße Pracht und schienen sogar besonderen Gefallen daran zu finden.

Bei strengem Frost wurden allerdings die Tiere im Stall belassen. Dann hieß es für uns Wasser schleppen, zweimal täglich sechs bis acht Eimer zusätzlich zum normalen Hausbedarf. Da war der nahe gelegene Jrawepötz ein wahrer Segen. Am Morgen nach einer Neuschneenacht war unsere erste Aufgabe das Freischaufeln des schmalen „Wasserpfades,“ der sehr bald vereiste und mit abstumpfender Asche aus dem Küchenherd bestreut werden musste. Das galt insbesondere auch für die Randbefestigung an der Schöpfstelle, die durch verschüttetes Wasser schnell spiegelglatt wurde. Im Spätherbst 1944 kam ich einmal mit unserer „Jött“ (Tante) gerade mit gefüllten Wassereimern vom Jrawepötz, als ein Jagdflugzeug über „Bierther Hard“ (Flurname) seine beiden Bomben ausklinkte. Wir sahen sie direkt auf uns zu kommen, ließen die Eimer fallen und rannten um unser Leben dem Haus zu. Die Bomben fielen kaum hundert Meter entfernt in den Waldhang der Hardt, uns geschah nichts.

Wintermärchen im Eifelwald ***Foto: Archiv Johann Vossen***

Klirrender Frost

Weil es nun bei uns keine Wasserversorgung gab, existierte erst recht auch keine Entsorgung. Ein WC gab es selbstredend nicht im Haus, dafür aber das allbekannte „Herzhäuschen“ abseits hinter dem Haus im Garten. Bei 20 und mehr Grad Kälte war der Aufenthalt in dem Ge-

häuse nicht besonders angenehm, zumal auch der Winterwind durch die manchmal zentimeterbreiten Ritzen in den groben Bretterwänden pfiff. Nach starkem Schneetreiben fand sich nicht selten eine dünne Schneeschicht auf dem hölzernen „Sitzbrett," und die Tür schloss ohnehin nur unvollständig und notdürftig. Bei strenger Kälte wurde diese „Gartenlaube" nicht benutzt, ihre Funktion übernahm für diese Zeit der stets warme Stall. Das war auch besonders in der Nacht von Nutzen, wenn einer von uns notgedrungen aus dem warmen Bett musste. Um aber den Stall zu erreichen, musste man ein paar Schritte über den eisigen Hof laufen, in der Finsternis, bei spiegelglattem Boden und schneidend kaltem Wind, – da bediente man sich doch lieber rasch des weiß emaillierten Topfes, der unter dem Bett oder im Nachtskommödchen für den Fall der Fälle bereit stand, und huschte gleich wieder unter die Bettdecke. Die Hygiene kam dabei zwar arg zu kurz, aber es gab keine Alternative.

Damals wie heute war es nicht ratsam, bei strengem Frost mit ungeschützten Händen Metall zu berühren: Die Feuchtigkeit der Haut friert in Sekundenbruchteilen beispielsweise an der eisernen Haustürklinke fest, bleibt regelrecht „kleben" und es gibt schmerzhafte und blutende Wunden. Die Kälte macht unterdessen auch unempfindlich gegen Wundschmerz. Beim Schlittenfahren hatte ich mir am verrosteten Stacheldraht einen „Ratsch" (Riss, Schramme) am Bein zugezogen. Wegen der Kälte spürte ich keinen Schmerz. Abends nach dem „Auftauen" tat das ganze Bein weh, der berüchtigte „rote Streifen" zeigte sich: Beginnende Lymphbahnentzündung. Jött kurierte die „Blootverjeftung" erfolgreich mit Essigsaurer Tonerde und dicken Verbänden, – wegen so einer „Kleinigkeit" lief man damals nicht gleich zum Doktor.

An meinem Elternhaus gab es damals keine Dachrinne, wenn der Schnee abtaute, bildeten sich oft armlange Eiszapfen an der Dachkante. Die glänzten zwar prachtvoll in der Wintersonne, sie waren aber auch eine ernste Gefahrenquelle: Wenn sie sich lösten und herab fielen, wurden sie zu bösartigen Geschossen. Eine unserer drei Katzen wurde durch eine solche „Eisbombe" schwer verletzt und mußte getötet werden. Und eine meiner Schwestern entging nur um Haaresbreite dem Unheil vom Dachrand. Daraufhin wurden die Eiszapfen bereits in der Entstehung mit einem langen Stock vom Dach abgeschlagen.

Die Stalltür im Eifeler Bauernhaus war in der Regel zweigeteilt, im unteren Teil gab es zusätzlich noch einen Durchschlupf für das Federvieh: Das so genannte „Hohnerlauch" (Hühnerloch). Alles in allem war die Stalltür ein neuralgischer Punkt bei strenger Kälte, weil sie an keiner Stelle ordentlich dicht war. Zur Abhilfe wurden entweder die Fugen besonders abgedichtet, oder die gesamte Tür zusätzlich mit einer alten „Schaaz" (schwere wollene Decke) frostsicher gemacht. Ähnliches galt für die meist relativ kleinen Stallfenster und auch für die „Kellerschurp," eine fensterlose Maueröffnung zur Belüftung des Kellers, die in dem meisten Fällen dicht über dem Erdboden lag. Bei uns daheim wurde die Schurp im Winter mit Brettern verschlossen und zusätzlich noch mit einer Karre Stalldünger vor dem Frost geschützt.

Wintersport 1943 in Schlemmershof, die „Skier" sind selbst gebastelt ***Foto: Archiv Johann Vossen***

Starker Frost war unterdessen auch hin und wieder von Vor-

teil, zum Beispiel für das Abfahren von Brennholz aus den sumpfigen und generell kaum zu erreichenden Waldregionen. Der morastige Boden war steinhart gefroren und konnte mit dem schweren Gespannschlitten gut befahren werden. Dieser Schlitten war eigentlich ein normaler Ackerwagen, dessen Räder durch breite Holzkufen ersetzt waren. Als Schlittengespann kamen in der Regel nur gut beschlagene Ackerpferde in Frage, deren Hufeisen auf dem gefrorenen Boden Halt fanden. Die eisernen „Plätten“ (Hufbeschlag der Eifeler Ochsen und Kühe) bewirkte gerade das Gegenteil. Das machte sich besonbesonders in Hanglagen unliebsam bemerkbar, zumal auch das Gefährt selber gar keine oder nur höchst dürftige und unzulängliche Bremsen besaß.

Fröhliche Wintersportgruppe beim Haus Milz in der Woltersgasse in Blankenheimerdorf ***Foto: Archiv Hejo Mies***

Winterfreuden

In der Nähe der vier Anwesen von Schlemmershof gab es die schönsten Rodelbahnen, und es musste schon mehr als bitterkalt sein, bevor wir Kinder im Haus zu halten gewesen wären. Das Problem war: Bei uns gab es nur einen zweisitzigen Schlitten, den in der Regel meine beiden älteren Schwestern mit Beschlag belegten. Dann aber schreinerte Vater für mich einen Extra-Schlitten, und der gehörte dann mir ganz allein. In der Nachbarschaft gab es ein Paar richtige Skier, um die wir den glücklichen Besitzer gründlich beneideten. Bei uns war für Skier kein Geld da, wir bastelten uns selber ein Art Ersatz aus meterlangen dicken Brettern, deren stumpfe Vorderkante so gut wie möglich abgeschrägt war. Unsere „Skier“ glitten recht zügig hangabwärts, beim geringsten Hindernis stupsten sie aber in den Boden und man landete unsanft mit der Nase im Schnee. Im März 1946 starb mein Vetter Peter Weber aus Wiesbaum, und ich bekam seine Langlaufskier, 2,20 Meter lange Soldatenbretter, die auch heute noch, allerdings nicht mehr einsatzbereit und „verkehrssicher“ existieren.

Hochbetrieb im Dörfer Wintersportgebiet „Fuchslöcher.“ Durch den Bau der Umgehungsstraße (1980 – 1984) wurde das Rodelgelände mitten „durchgeschnitten“ und zerstört.
Foto: Archiv Hejo Mies

Wenn wir gegen Abend vom Schlittenfahren heim kamen, ging es zunächst einmal ans „Auftauen.“ Unsere Kleidung war weitgehend steif gefroren, Hände und Füße waren vor Kälte fast starr und gefühllos geworden, die Schuhe waren regelrechte Eisklumpen, deren Entfernen vom Fuß in der Küchenwärme meistens ziemlich peinvoll war. Wenn nämlich die „Auftauphase“ begann und die Kälte aus den Zehen wich, machte sich äußerst schmerzhaft der „Beßer“ (Beißer, ein

stechender Schmerz) bemerkbar, bis die Durchblutung wieder funktionierte. Zu direkten Erfrierungen kam es zwar nie, sehr wohl aber bildeten sich juckende und schmerzende „Frostbeulen," die glücklicherweise nach ein paar Tagen von selber wieder verschwanden.

Durch derartige „Kleinigkeiten" ließen wir uns unterdessen nicht vom Wintervergnügen abhalten. Die durchnässte Kleidung wurde über die Messingstange am Küchenherd gehängt und war am nächsten Morgen wieder einsatzklar. Die aufgetauten und ebenfalls durchweichten Schuhe kamen zum Trocknen ins Backöfchen und waren am anderen Morgen bretthart gedörrt, so dass es beim Anziehen gelegentlich Wehgeschrei gab. Wir hatten einen Topf mit schwarzem, stinkendem Tran, der hartes Schuhleder wieder geschmeidig machen sollte, dies aber meistens nur unvollkommen oder gar nicht tat. Als Kälteschutz erhielten unsere Kinderschuhe nicht selten Stroheinlagen. Die Halme wurden solange zurecht geschnippelt, bis sie der Schuhform angepasst waren und eine glatte Lage ergaben. Das war zwar ein ganz guter Isolierschutz, doch wurden die Schuhe dadurch eng und die Füße wieder vermehrt kälteanfällig. Die Gegenseite: Bei zu viel „Luft" im Schuh „knubbelte" das Stroh und es gab Rillen und Druckstellen in der Fußsohle, – eine brauchbare Lösung war die Stroheinlage nicht. Das galt ebenso für Einlagen aus Zeitungspapier, die man auch anwendete.

Im schneereichen Winter und bei geeigneter Witterung – der Schnee musste möglichst „klebig" sein – wurde auf dem Bongert (Wiese) hinter dem Haus eine Schneeburg gebaut. Mit vereinten Kräften wurden Schneewalzen heran gerollt und aufgetürmt, bis der Berg groß genug war und augehöhlt werden konnte. Eine besonders stattliche Burg ist mir noch in Erinnerung, mit zwei niedrigen Kammern, zwei winzigen Fenstern, einer begehbaren Dachplattform mit angebauter Treppe, und mit einem Burgturm, auf den wir mächtig stolz waren. Bei uns war es geradezu Tradition: In einem selbstgebauten „Haus" wurde gebrutzelt und gebraten, „Rohscheiben" (rohe Bratkartoffeln) oder die beliebten Reibekuchen. Einen alten Marmeladeneimer hatten wir zum „Ofen" umgebaut. Selbstverständlich musste auch in unserer Schneeburg Reibekuchen gebacken werden. Meine Schwestern agierten als Köchinnen. Die Kartoffelkuchen mundeten dann auch ganz hervorragend, die Ofenwärme aber bekam der Bausubstanz unserer Behausung nicht so besonders gut. Die Wände verflüssigten sich allmählich, und schließlich stürzte die Decke samt Aussichtsturm und Plattform ein.

Januar 1963: Die Nonnenbacher Schule im Schnee
Foto: Heinz Bausch

Die Winterfreuden setzten sich fort, nachdem wir in 1949 nach Blankenheimerdorf umgezogen waren. Auf den schneeglatten Dorfstraßen rodelten wir als Halbwüchsige bis in die Nacht, wurden aber bei Anbruch der Dunkelheit von den „Großen" nach Haus geschickt: „Et wied Zitt für öch, maad öch hejm" hieß es dann unnachsichtig. Damals ließ sich auch auf den Straßen hervorragend Schlittschuh laufen, wir hängten uns gelegentlich an einen der gelben Postbusse an und ließen uns ziehen, nach Blankenheim-Wald beispielsweise, wo wir an der Al-

tenburger Straße „Eishockey“ spielten. Dort hatte im Herbst das Hochwasser der Urft eine Wiese überschwemmt, der Frost hatte sie zum Eisstadion gemacht. Unser „Puck“ war eine zerbeulte Konservendose, es gab angeschlagene Schienbeine und ähnliche Blessuren in Menge, doch das war Nebensache und gehörte dazu. Das Anhängen an den Bus war geradezu lebensgefährlich, die Busse fuhren aber auf den glatten Straßen sehr gemächlich, wir ignorierten einfach die Gefahr. Heute wäre im Handumdrehen die Polizei zur Stelle.

Die Kehrseite

Der Winter ist in unseren Breitengraden als Teil des gesunden natürlichen Jahreszyklus unverzichtbar, Friedrich Wilhelm Weber schrieb seinerzeit: „Es wächst viel Brot in der Winternacht, weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat. Erst wenn im Lenze die Sonne lacht, spürst du, was Gutes der Winter tat.“ Und zahllose Menschen würden brotlos, gäbe es keinen Schnee und keinen Frost und keinen Wintersport mehr.

Über den mannigfachen Winterfreuden vergessen wir sehr leicht die Kehrseite der Weißen Pracht. An einem frostigen Einkaufstag sah ich in Köln-Marsdorf in einem offenen Carport das „Nachtlager“ eines Obdachlosen: Die „Matratze“ eine Lage Pappkarton, die „Bettdecke“ etliche alte Zeitungen. Da gerät man ins Nachdenken. Das Amtliche Kreisblatt Euskirchen berichtete seinerzeit, dass in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1891 in einem Neubau in Lommersum eine junge Frau erfroren sei. Das Ehepaar hatte den Neubau im Herbst bezogen, obwohl die Fenster noch fehlten. In unserer Eifel waren in jenem eisigen Januar die Wintersaat und sämtliche Gartenpflanzen erfroren.

Heinz Bausch aus Hellenthal war von 1952 bis 1964 Lehrer in Nonnenbach, in einem Zeitungsbeitrag schilderte er seinerzeit, wie Nonnenbach am Brigidafest 1953 im Sinne des Wortes „eingeschneit“ war. „Brijittefess“ war und ist der 01. Februar, das Namensfest der heiligen Brigida. In 1953 ging dem Fest eine Sturmnacht voraus, in der nach Deichbrüchen in Holland große Teile des Landes überschwemmt wurden. In Nonnenbach waren morgens die Höfe und Haustüren zugeweht und die Straßen unpassierbar, die Leute schaufelten schmale Gänge durch meterhohe Schneeverwehungen, um überhaupt einmal „aus dem Haus“ und zum Nachbarn zu gelangen. Fünf Tage lang war die Ortschaft völlig ohne elektrischen Strom und ohne jede Telefonverbindung, Handys gab es bei uns noch nicht, das Dorf war echt von der Umwelt abgeschnitten. Heinz Bausch hat mir einmal erzählt, wie wichtig in dieser Situation eine simple Kerze war oder gar eine Taschenlampe, eine altertümliche Petroleumlampe und ein Liter „Stejnollich“ (Steinöl, Petroleum) waren ein wahrer Segen. Wer ein solches Relikt aus Kriegstagen noch auf dem Dachboden vorfand, konnte sich glücklich schätzen. Glück im Unglück: Die Nonnenbacher

Winter 1963. Bäckermeister Eberhard Bell aus Blankenheimerdorf beliefert seine Nonnenbacher Kundschaft. Das Auto war stets von einer Kinderschar umlagert: Ein frisches Bell-Teilchen oder eine Süßigkeit gab es immer gratis.
Foto: Heinz Bausch

„stochten“ noch mit Holz und Kohlen, frieren mussten sie in diesen Nottagen nicht. Bäckermeister Eberhard Bell aus Blankenheimerdorf versorgte damals die kleine Ortschaft mit dem Nötigsten, er kämpfte sich mit „Scholtesse Lej“ (Leo Hess) und dessen Pferdeschlitten durch die Schneemassen. Nonnenbach gehörte zur Kundschaft des Bäckermeisters und Ladenbesitzers.

Die modernen Räumfahrzeuge und Maschinen unserer heutigen Zeit gab es in den Nachkriegsjahren noch nicht, da wurde noch weitgehend Muskelkraft zum Schneeräumen eingesetzt. Besonders neuralgische Punkte gab es auf der „Schmidtheimer Straße“ (B.51) im Bereich „Hochstein,“ wo es bei entsprechendem Schneetreiben trotz aufgestellter Schneezäune zu mächtigen Verwehungen kam. Dann riefen Straßenwärter Hubert Schnichels oder auch „Scholle Pitter“ (Peter Reetz, der Gemeindediener) zum Schneeschaufeln auf. Viele Männer und junge Burschen aus Blankenheimerdorf nutzten diese Gelegenheit zu einem kleinen Nebenverdienst, ich selber war ab und zu auch dabei. Die Zufahrtstrassen „Hochstein“ und „Maar“ blieben oft längere Zeit unpassierbar, erst mussten die „großen“ Straßen geräumt werden. Ähnlich war es bei der Gemeindestraße von der Maar nach Nonnenbach. Am alten Forsthaus Salchenbusch gab es einen hölzernen Schneepflug, von zwei Pferden gezogen, der aber oft für die Schneemassen zu leicht war. In angemessenen Abständen mussten von Hand Ausweichstellen angelegt werden, weil auf der schmalen geräumten Bahn zwei Fahrzeuge sich nicht begegnen konnten.

Im Jahr 2002 am Forsthaus Salchenbusch unter Brombeergeranke hervorgeholt: Die alte Nonnenbacher Schlejf“ (Schneepflug). Schon damals war das Gerät deutlich von Fäulnis befallen, heute dürfte die Holzkonstruktion weitgehend vermodert sein. Ursprünglich war im vorderen Bereich ein Sitz für den Fuhrmann vorhanden, der die beiden Zugpferde lenkte.

Foto: Johann Vossen

Von den Autofahrern gefürchtet war und ist auch heute noch der Bereich „Hahnenberg“ zwischen Marmagen und Nettersheim. Auf dem Weg zum oder vom Dienst hatte ich hier häufig mit Schneeverwehungen zu kämpfen. Dienstbeginn war um 05.00 Uhr morgens, je nach Wetterlage fuhr ich sicherheitshalber schon am Abend vorher nach Nettersheim und schlief dort ein paar Stunden notdürftig auf einer Tragbahre, die zu unserem Stellwerksinventar gehörte: Der Arbeitgeber fragte nicht, ob und wie ich morgens zum Frühdienst kam, er verlangte lediglich, dass ich pünktlich da war.

An eine Spätschicht erinnere ich mich noch sehr gut, bei mir als Schneewache war „Jüldens Häns“ (Hans Gölden) aus Blankenheimerdorf. Den ganzen Nachmittag hatte es stark geschneit, gegen Abend erschien Walter Schäferhoff, der diensthabende Polizeibeamte aus Marmagen, bei uns am Bahnhof: „Versucht gar nicht erst, über Marmagen heim zu fahren, auf Hahnenberg ist alles zu.“ Er selber war mit Skiern unterwegs. Wir versuchten es trotzdem, – und „würgten“ uns mühsam nach Nettersheim zurück, weil tatsächlich „alles zu“ war. Über Zingsheim, Tondorf und Blankenheim ging es dann, wenn auch mühsam. Immerhin schickte mich der Kollege voraus: „Fahr du vor, wo du nicht durch kommst, bleibe ich mit Sicherheit stecken.“ Das war eigentlich unlogisch, sein Auto nämlich war wesentlich „dicker“ als mein

„Ribbel.“ Ab Tondorf war die Straße geräumt und bald zog „Häns“ an mir vorbei. Dann kam der „Blankenheimer Berg,“ Hochstein und Maar versuchte ich gar nicht erst, die waren mit Sicherheit „zu.“ In der Hülchrath-Kurve drehten die Räder durch. Mit der Arbeitstasche als Belastung auf dem Gaspedal, im zweiten Gang, bei geöffneter Fahrertür, eine Hand am Steuer, schob ich so gut es ging mit und „strabelte“ mich bis zur Spielefabrik hoch. Der Einstieg gelang mir bei fahrendem Auto, Meter für Meter „ackerte“ sich mein Autochen den Blankenheimer Berg hinauf. Auf halber Höhe hing mein Kollege von der Schneewache fest.

Ein einziges Mal während meiner 27 Nettersheim-Jahre kam ich morgens nicht zum Dienst, weil unsere „Eppengasse“ echt meterhoch zugeweht war. Es muss in den 1960er Jahren gewesen sein. In dieser Nacht hatte der Sturm zwischen den Bahnhöfen Nettersheim und Urft auf eine Länge von 800 Metern die Freileitungsmasten umgebrochen. Sämtliche Telefon- und Blockleitungen waren zerrissen, Zugbahnfunk gab es bei uns noch nicht, und private Handys waren unbekannt. Wir waren den ganzen Tag lang ohne jede Verbindung zur Außenwelt, erst am späten Abend kamen die ersten Wortfetzen durch die notdürftig geflickten Drähte. Und trotzdem fuhren die Züge, wenn auch mit erheblicher Verspätung.

So begeistert auch heute der Wintersportler die strahlende Wintersonne begrüßt, – in den Kriegsjahren war genau das Gegenteil der Fall: Wintersonne, das bedeutete „Fliegerwetter“ und war somit gar nicht besonders erwünscht. Paul Losenhausen, der frühere Revierbeamte vom Forsthaus Silberberg, berichtete seinerzeit, wie ihn im Dezember 1944 ein „Jabo“ zweimal beschossen hatte und die Geschosse „auf der glatten Schneedecke nur ein bizarres Siebmuster“ hinterließen. Der Forstmann wurde später durch die TV-Serie „Lautlose Jagd“ bekannt, seine Tochter Margit wohnte in den letzten Kriegsjahren bei der Lehrersfamilie Josef Gottschalk in Nonnenbach und besuchte auch dort die Volksschule, ich erinnere mich noch gut an meine damalige Mitschülerin. Ein ähnliches Erlebnis wie Paul Losenhausen hatte ich im Januar 1945, als ebenfalls ein einzelner Jabo uns Kinder beim Schlittenfahren mit dem Bord-MG beschoss. Glücklicherweise wurde niemand getroffen.